



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Den Einwand, daß wir für eine stattliche Flotte nicht Geld genug besäßen, lassen wir natürlich nicht gelten. Ist Deutschland wirklich nicht imstande, die Kosten für seine Landesverteidigung — und dazu gehört auch der Schutz unsers schwimmenden Eigentums — aufzubringen, dann kann es als Großmacht einpaden. Auch der Streit, ob wir eine Offensiv- oder Defensivflotte brauchen, ob wir eine Seemacht ersten, zweiten oder dritten Ranges sein müssen, ist ein albernes Spiel mit Worten, denn kein Mensch kann diesen Begriff definiren. Unsr Marine soll imstande sein, die Küsten unter allen Umständen und den Handel möglichst wirksam zu schützen; in welcher Weise sie dann von gewissenhaften Distlern klassifizirt wird, kann ihr wohl gleichgiltig sein.

Möge uns ein gütiges Geschick bald Männer in den Reichstag senden, die etwas von seemännischen Dingen wissen und auch darüber zu reden verstehen, damit unsre Volksvertreter nicht mehr Gefahr laufen, von dreisten Schwägern beeinflusst zu werden, die von dem Bau eines modernen Kriegsschiffs ungefähr soviel wissen wie eine Kuh von der Doppelwährung.



## Litteratur

König Friedrich der Große. Von R. Koser. 1. Band. Stuttgart, Cotta, 1893

Die rege Thätigkeit, die seit Jahren in der Benutzung des preussischen Staatsarchivs in Berlin herrscht, findet in diesem Werke durch einen der hervorragendsten Mitarbeiter einen ersten bedeutenden Abschluß, und zwar einen solchen, der in erfreulichster Weise das Streben erkennen läßt, die Ergebnisse mühsamer Einzelforschung in einer für weitere Leserkreise berechneten, abgerundeten und lebensvollen Darstellung zusammenzufassen. So tief sie wissenschaftlich begründet ist, so tritt doch der wissenschaftliche Apparat nur in kurzen Quellen- und Litteraturnachweisen am Schluß des Bandes hervor. In diesem ersten Bande führt der Verfasser die Darstellung vom Regierungsantritt des Königs, 1740, bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges, 1756, indem er die Jugendzeit Friedrichs ausschließt, da er diese schon in seinem trefflichen Buche „Friedrich der Große als Kronprinz“ behandelt hat, und teilt diesen reichen Stoff in fünf Bücher (1. Vor dem Kampfe. 2. Der erste schlesische Krieg. 3. Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Krieges. 4. Friedenswerke. 5. Ausgang der Friedenszeit). Es wechseln also beständig diplomatische Verhandlungen, kriegerische Ereignisse und friedliche Verwaltungsarbeit mit einander ab, wie es eben der natürliche Zusammenhang fordert. Überall steht die mächtige Persönlichkeit des Königs im Vordergrund, ohne daß doch die Darstellung jemals zu einer bloßen Biographie würde: wir sehen ihn an der Arbeit im Kabinet und auf dem Schlachtfelde, als Staatsmann und Volkswirt, als Organisator und als Feldherrn, als Philosophen, Dichter und Journalisten, im Kreise seiner Offiziere und in Gesellschaft seiner französischen Schöngeister, und wir sehen ihm zuweilen auch ins Herz; kurz er tritt uns in all der unendlichen Vielseitigkeit seines Wesens und seiner Thätigkeit entgegen und zugleich menschlich nahe. Wir begreifen ihn daher auch da, wo wir nicht mit ihm sym-

pathisiren. Auch sonst betont der Verfasser überall das Persönliche; lebendig erscheinen die Menschen, mit denen Friedrich zu thun hatte, vor unsern Augen; nicht unpersönliche Kräfte und Ideen machen die Geschichte, sondern Menschen von Fleisch und Blut. Wir sehen darin einen der Hauptvorteile des Werkes. Die diplomatischen Verhandlungen und die kriegerischen Ereignisse sind nicht nur eingehend dargestellt, ohne doch mit unwichtigen Einzelheiten überladen zu sein, wie häufig bei Droysen, sondern auch oft mit jener dramatischen Lebendigkeit und malerischen Anschaulichkeit geschildert, die dergleichen Dinge für den Laien erst genießbar machen. Die Friedenthätigkeit wird nicht minder eingehend gewürdigt, und zwar so, daß immer zunächst das Vorhandne, woran Friedrich anknüpfen mußte, zum Ausgangspunkte genommen wird. Das Urtheil ist, bei aller Sympathie, die der Verfasser natürlich für seinen Helden hegt, so leidenschaftslos und abgeklärt, wie es heute möglich ist, die Darstellung selbst hält sich völlig frei von jeder deklamatorischen Rhetorik, sie wird zwar oft einmal warm, aber sehr selten pathetisch, die Sprache gleitet in ruhigem Fluß und wohlgebauten, übersichtlichen Sätzen dahin und vermeidet jeden geschraubten Ausdruck. Alles das sind Vorzüge, die das Buch als eine hochwillkommene Bereicherung unsrer historischen Litteratur erscheinen lassen, denn sie hat an Werken, die gründliche wissenschaftliche Forschung mit lebendiger und übersichtlicher Darstellung verbinden, keinen Überfluß. Wir wollen nur wünschen, daß der Verfasser imstande sei, den mäßigen Umfang von zwei Bänden einzuhalten, nachdem er für das reichliche Drittel der Regierungszeit Friedrichs die Hälfte dieses Raumes gebraucht hat, damit seine Darstellung nicht schließlich, wie es so häufig vorkommt, die Grenzen überschreite, die ein auf nicht gelehrte Leserkreise berechnetes Werk derart einhalten muß.

Philologie und Schulreform. Festrede im Namen der Georg-Augusts-Universität in Göttingen gehalten am 1. Juni 1892 von U. von Wilamowitz-Möllendorf

Ein stolzes Bekenntnis eines von seiner Wissenschaft begeisterten Mannes! Was gehen Philologie (d. h. klassische Philologie) und Schulreform einander an? Antwort: nichts; denn die Philologie ist etwas zu Erhabenes und Umfassendes, als daß sie von Verwaltungsmaßregeln und den Bestimmungen staatlicher Behörden abhängen könnte. Wer an eine solche Abhängigkeit glaubt, der verwechselt wissenschaftlichen Unterricht mit der Abrichtung auf irgend einen Beruf, verwechselt allgemeine Bildung und Brotstudium. Was gehen die Philologen die Philologie an? Antwort: nichts; denn mag das von den Gymnasien gelieferte Studentenmaterial sein, wie es will, das Ziel der Philologie bleibt immer das selbe. Zwar ist es wohl möglich, daß, wenn sich die Sprachkenntnisse der Abiturienten vermindern, auch der Universitätsunterricht von seiner bisherigen Höhe zunächst herabsteigen und einen mehr elementaren Charakter annehmen muß; ja es ist das schon jetzt notwendig, denn wenn wir ehrlich sein wollen, so muß eingeräumt werden mit der Einbildung, als ob die Studenten noch die für die Universitätsreise erforderlichen Sprachkenntnisse besäßen. Aber schon das äußerliche Fachstudium in gewissen Berufsarten, z. B. das der Juristen oder das der Theologen, setzt ein bestimmtes Maß griechischer und lateinischer Kenntnisse voraus. Das Wesen der Philologie aber ist unabhängig von allen Zufälligkeiten. Was ist überhaupt Philologie? Die Frage nach dem Wesen der Philologie wird nicht durch eine logische, aprioristische Definition, sondern durch Darlegung ihres Inhalts beantwortet, und als solcher ergibt sich: das lebendige Erfassen der hellenischen Kultur, wie sie, bei Homer beginnend und unter Alexander nach Osten sich aus-

breitend, später alle Völker des Mittelmeerbeckens umfaßt und durchdrungen hat und dann durch die Völkerwanderung zertrümmert worden ist. In diese Welt einzuführen, sodaß sich der junge Philolog am Schluß seiner Studienzeit auf diesem großen Gebiet selbständig zurecht finden kann, das geschichtliche Verständnis für alle einzelnen Erscheinungen dieser Kultur zu wecken, aber zugleich einen Überblick über ihre Gesamtentwicklung zu geben und das Bewußtsein der Einheit, Ganzheit und Anteilbarkeit dieser geistigen Bewegung lebendig zu erhalten, das ist die Aufgabe des philologischen Unterrichts an den Universitäten. Die volle Versenkung in dieses im höchsten Sinn wissenschaftliche Streben ist zugleich eine sittliche That. Also nicht von einer Summe von Einzelkenntnissen oder von den Zeugnissen einer Behörde ist die Entscheidung der Frage abhängig, ob jemand ein Philologe sei, sondern davon, ob er sich in seinem Innern das Zeugnis geben kann, seine Wissenschaft in solch hohem Sinn aufgefaßt zu haben.

Es wird dann noch im besondern nachgewiesen, daß die antike Kultur, auch auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften, vieles geboten hat, was uns als Leistung modernster Entwicklung erscheint, und daß sie in ihrem Wesen und in ihren Lebensäußerungen auch heute noch fortwirkt (bei aller Anerkennung der Kraft und Vielgestaltigkeit der modernen Kulturformen). Das Altertum ist überhaupt nicht tot; wenn es einmal tot war oder dereinst wieder versinken sollte in Nichts, so ist die Philologie selbst schuld daran. Wenn es dieser wirklich nicht gelingt, in ihren Jüngern und in den Schülern andrer Berufsarten ein lebendiges Bewußtsein der Kraft und sieghaften Schönheit des Altertums zu erwecken, dann hat sie keine Daseinsberechtigung mehr, dann mögen die Toten ihre Toten begraben. Zum Glück ist dem nicht so. Zu derselben Zeit, wo in Deutschland unter dem Druck der sogenannten öffentlichen Meinung das Lateinische aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt und das Griechische immer mehr beschränkt wird, mehren sich die Anzeichen, daß in unsern Nachbarländern, in England und Frankreich, in den Ostseeländern und Dänemark, ja im fernen Westen der Stern der klassischen Studien aufs neue emporsteigt.

Wir können uns mit diesen Ausführungen nur einverstanden erklären. Die Rede ist ein Beweis, daß auch in Deutschland die Philologie auf richtigem Wege ist, daß sie nicht mehr die alten Scheuklappen einseitiger Fachbildung aufhat, die die Form höher stellte als den Inhalt, die vor grammatischen und stilistischen Quisquilien den lebensvollen Geist vergaß, und die das Verständnis des Tacitus dem Schüler absprach, der nicht den Unterschied zwischen einem miles gregarius, legionarius und stipendiarius an der Schnur herfragen konnte. Freilich, wie weit zu jenem lebendigen Erfassen der Antike das formelle Sprachstudium notwendig sei, welche grammatischen und stilistischen Übungen unentbehrlich seien, und welche ausgeschieden werden können, bis zu welchem Grad der Vollkommenheit lateinische und griechische Kompositionsübungen getrieben werden müssen, um die Fähigkeit für die Exposition zu begründen und zu erhalten, über diese und ähnliche technische Einzelheiten giebt die Rede keine Auskunft, und sie will auch keine geben; über diese Fragen werden auch die Ansichten stets auseinandergehen.

Novalis. Eine biographische Charakteristik von Just Bing. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1893

Novalis oder Friedrich von Hardenberg, wie er eigentlich heißt, der tiefstinnigste Romantiker, liegt ganz und gar abseits von dem Wege, den die allgemeine geistige Bildung unsrer Tage zu nehmen pflegt. Seine Zeit wird aber noch kommen, Grenzboten I 1894

so sicher wie die Zeit kommen wird, wo die Lebensweisheit des alten Goethe die Grundlage deutscher Geistesbildung werden wird.

Die vorliegende Biographie und die sich anschließende Charakteristik sind flott und lebendig geschrieben, aber das fortwährende Präsenz auch in der Erzählung bringt den Leser fast außer Atem, und die leichte Grazie, die der Verfasser offenbar erstrebt hat, stellt sich mehr als ein flüchtiger Naturburschenstil dar. \*) Der Hauptwert in der Charakteristik liegt in der sachlich geordneten Zusammenstellung Hardenbergischer Gedanken, und das Buch soll willkommen sein, wenn es eine lebhaftere Beschäftigung mit diesen wach zu rufen vermag. Ersetzen kann sie sie nicht: ihre tiefern Wahrheiten hat der Verfasser gar nicht verstanden. So sagt er einmal kurz aburteilend von Hardenberg: „Die einzelnen Seelenvermögen, namentlich Verstand und Phantasie, weiß er nicht zu trennen.“ Umgekehrt: Tuft Ding weiß noch nicht, daß Phantasie und Verstand nur zwei Ausprägungen des einen metaphysischen menschlichen Denkvermögens sind, die je nach dem Objekt abwechseln; mit der Phantasie bezwingt der Mensch geistige Rätsel, mit dem Verstand körperliche. Ein andermal wundert sich der Verfasser über Hardenbergs „Persönlichkeitsbewußtsein, das aus sich die Natur schaffen will, und die Natur zum Ausdruck des Geistes macht“; er ahnt nicht, daß das allerdings die letzte Aufgabe oder höchste Thätigkeit des Menschen ist, er weiß auch nichts davon, daß es schon Goethe als solche bezeichnet hat. Er findet Hardenbergs „Idee, daß es im Tode ein höheres Leben giebt,“ bei Zacharias Werner in krankhafter Gestalt wieder; er ahnt wiederum nicht, daß sie, aus einer Grundanschauung heraus, die der Novalischen viel näher steht als der fatalistische Werner, eben wieder schon von Goethe ausgesprochen worden ist, er scheint auch selber von dieser Idee wenig zu halten. Er rümpft seine philiströse Nase über kühne Bilder, über tiefe poetische Vorstellungen und meint, ein „ästhetisch gebildeter Mensch“ (wie er?) könne „derartige mythische Mittel nur als billig — und — schlecht (so!) bezeichnen.“ Daß gelehrte Männer, besonders Naturforscher, völlig von Novalis beherrscht worden sind und in seinen Äußerungen eine Stärkung gefunden haben, wie der fromme Christ in der Bibel, erklärt er sich als „die Wirkung seiner tiefinnig und durch und durch dichterisch angelegten Persönlichkeit“; in der That beruht es darauf, daß Novalis wie kein anderer nach dem leuchtenden Zentrum vorgeedrungen ist, aus dem Poesie, Philosophie und Religion als eine und dieselbe Urthätigkeit des Menschengeistes ausstrahlen.

Nach alledem kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Verfasser am Schluß das große Wort gelassen ausspricht, es „würde dem deutschen Geistesleben damit schlecht gedient [gewesen!] sein, wenn Novalis sein Führer geworden wäre.“ Die Geistesgeschichte unsers Jahrhunderts scheint das zwar zu bestätigen — insofern die Geschichte an sich Recht giebt —, denn von einer Befruchtung durch Hardenbergische Gedanken ist so gut wie nichts zu spüren; diese Befruchtung muß und wird aber kommen. Wann wollen wir es endlich anerkennen: die aufsteigende Linie, die wir nach langem geistigen Sinken beginnen, wird am geradesten über Goethe und die edelsten Geister der Romantiker, über Schleiermacher und Novalis führen.

\*) Der Verfasser erniedrigt sich oder vielmehr sieht tief genug, zu Wendungen zu greifen wie „Seit mehr als einem Jahr auf der absoluten Einheit der Philosophie ins Fensettige hinüberreitend“ (S. 36) und von dem „mythischen haut-goût“ der Hardenbergischen Fragmente zu reden (S. 165).

Deutsch Seegras. Ein Stück Reichsgeschichte. Von Batsch, Vizeadmiral. Berlin, Gebr. Paetel

Unter diesem wunderlichen Titel, der wohl die praktische Wertlosigkeit der hier geschilderten Dinge andeuten soll, verbirgt sich ein tüchtiges und interessantes Buch. Der Verfasser, besonders in Marinekreisen litterarisch längst als Vertreter einer energischen Kriegsführung zur See bekannt, giebt hier, nach einigen einleitenden Kapiteln allgemeineren Inhalts, die die Bedeutung einer deutschen Kriegsflotte und die bescheidenen Anfänge der preussischen Marine vor 1848 beleuchten, zum erstemmale eine zusammenhängende, altemässige Geschichte der „deutschen Flotte“ von 1848 von ihren Anfängen bis zu ihrer traurigen Auflösung durch die schimpfliche Versteigerung am 1. Dezember 1852. Nirgends klarer als in dieser Leidensgeschichte spiegelt sich die ganze Verworrenheit und Unfertigkeit der deutschen Zustände in den Bewegungsjahren wieder, aber es wird ebenso deutlich, daß die wackeren Männer, die damals die schwarzrotgoldne Flagge auf deutschen Kriegsschiffen hielten, vor allem Brommy und Duckwitz, unter den ungünstigsten Umständen ganz Bedeutendes geleistet haben, und Deutschland einen durchaus brauchbaren Kern an diesem Geschwader gehabt hätte, wenn nicht die geradezu schmachvolle Uneinigkeit und Selbstsucht deutscher Regierungen (namentlich Hannovers) die Weiterbildung verhindert hätte. Mit der eindringenden technischen Kenntnis des Seeoffiziers und dem nüchternen Urteil des Praktikers führt der Verfasser ein treues Bild dieser Dinge vor. Vom Gesichtspunkte der Marine aus sind von besonderem Interesse die Kapitel über die Schiffe der deutschen Flotte S. 158 ff. und über das einzige Seegefecht dieses Geschwaders (mit der dänischen Korvette „Balkyren“) bei Helgoland am 4. Juni 1849, für den Politiker besonders lehrreich die Geschichte der Auflösung. Den einzigen Lichtpunkt dabei bildet die Erwerbung der beiden besten Schiffe, der schönen dänischen „Gefion“ und des „Barbarossa“ durch Preußen im April 1852, das durch sie die Grundlage zu einer Kriegsflotte gewann. Der Verfasser schreibt ein edliges und unbeholfenes, aber doch eigentümliches und kräftiges Deutsch und hält mit seiner persönlichen Empfindung nicht zurück.

Quer durch die Geographie. Erlebnisse eines Radfahrers von C. Siegfried. Leipzig, N. G. Liebeskind, 1894

Die gesunde Romantik Eichendorffischer Wanderburschen mit ihrer Freude an der Freiheit und Schönheit der Natur und ihrer Liebe zu den kleinen, vollkommen ungeschichtlichen Gestalten und Szenen des alltäglichen Dorf- und Kleinstadtlebens durchduftet dieses Büchlein wie Wald- und Erdgeruch. Es führt uns in Lande, die die wenigsten durchwandert haben, durch Mecklenburg, Hannover, Hessen, und weckt doch Heimatgefühle, denn wir haben das alles, von den Lerchen in der Luft bis zu den Misthaufen zu beiden Seiten der Dorfstraße, schon gesehen und empfunden. Das „Rad“ macht keinen Unterschied. Das Büchlein ist uns so erfreulich, weil es uns in die glücklichsten Wanderstimmungen zurückversetzt. Vorzüglich ist das Zufällige, Spielende, Willkürliche des Erlebens und der Beobachtung, in dem ein so großer Reiz beim Wandern liegt, im Fluge wiedergegeben. Wir haben in der Raterstimmung über unser Großstadtleben und unser fortgeschrittenes Großthun und Großsprechen manchmal mit stiller Sehnsucht einen Band von Jean Paul zur Hand genommen, um uns an der glücklichen Armut der oberfränkischen Kleinstädter von vor hundert Jahren zu erholen. In diesem Büchlein tröpfelt eine Quelle, die mit

den tiefen Wässern Sean Paulschen Humors irgendwo unterirdisch zusammenhängt und daher auch etwas von deren Heilkräften hat.



## Schwarzes Bret

Durch einen Erlass vom 14. Februar dieses Jahres ist den Vorstehern der preussischen Universitätsbibliotheken der Titel „Direktor,“ den bisherigen Rüstoden der Titel „Bibliothekar“ verliehen worden, wobei aber die ältern dieser Bibliothekare — bis zu zwei Dritteln der Gesamtzahl — den Titel „Oberbibliothekar“ erhalten haben. Wir kondoliren den Vorstehern der Bibliotheken von Herzen zu dieser Verbesserung! Denn wenn sie dadurch auch endlich zu dem lange ersehnten „Hochwohlgeboren“ gelangt und somit in ihrer sozialen Stellung wenigstens den Sekondeleutnants gleichgestellt sind, so ist es doch für viele von ihnen ein wirkliches Danaergeschenk, daß sie nun den Titel „Oberbibliothekar“ an einen ältern Unterbeamten abgeben müssen. Man hat bei dieser Veränderung wohl die Rangordnung des Gymnasiums vor Augen gehabt, indem man dabei an die Direktoren, Oberlehrer und Lehrer dachte. Aber der Titel „Oberbibliothekar“ scheint sich doch mit dem Titel „Oberlehrer“ nicht ganz zu decken, denn der Oberbibliothekar dürfte wohl zur Bibliothek in einem andern Verhältnis stehen, als der Oberlehrer zur Schule. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage denkt man auch in Baiern, wo dieselben Titulaturen schon länger bestehen, daran, sie aufzuheben. Vielleicht wird man das auch in Preußen wieder thun, wenn neben dem Bedürfnis bürokratischer Uniformierung auch etwas Sprachgefühl wieder seinen Einzug in den preussischen Ministerien gehalten haben wird.



## Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 53. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Leipzig, im März 1894

## Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig